

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 23 (1933)

**Heft:** 25

**Artikel:** Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]

**Autor:** Ilg, Paul

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643551>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Sennersposte in Wort und Bild

Nr. 25 - 1933 \*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

\* 23. Jahrgang

Sommersegen. Von Albert Sergel.

Wir gehn durch goldnes Ährenfeld  
Und wissen tief zu schweigen . . .  
Die Sonne sinkt. Im Abendwind  
Sich schwer die Halme neigen.

Dein dunkles Auge glänzt und weilt  
In Purpurwolkenweiten,  
Und deine Hand streift über das Korn  
Sacht im Vorüberschreiten.

So sacht, als wenn sie glückverträumt  
Strich über ein Kinderbett  
Und alles Glück der weiten Welt  
Nun süß zu eigen hätte . . .

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

17

Mie, die sich am meisten davor fürchtete, gab selbst den Anstoß zur Rückkehr in die Wirklichkeit, indem sie den Geiger bat, ihr noch einmal die Romanze vorzuspielen, die er ihr zum Geburtstag gewidmet hatte. In Erinnerungen versunken sang sie die erste Strophe leise vor sich hin:

Ein Sinn muß liegen in meinem Grund,  
Zu sonderem Liede ein Klang —  
O könnt ich heben den kostlichen Fund,  
Ich such ihn mein Leben lang.

Damals, ach damals fing das Trauern an! Und jetzt war alles dunkel . . . drinnen und draußen. Am jenseitigen Ufer funkelten schon winzige Lichtlein, ein schneidender Wind hatte sich aufgemacht, die Wasser zu pflügen, die Kronen zu schütteln, die Wolken zu jagen.

Borwurfsvoll drückte der Geiger ihre Hand. Er war inzwischen im Grunde der Seele ganz andere Wege gegangen als Mie.

„Wie du das sagst — „noch einmal!“ Ach Kind, vorhin himmelhoch jauchzend, nun schon wieder zu Tode betrübt! Und ich — wahrhaftig ich glaubte, du hättest die melancholische Stimmung glücklich überwunden. So sage mir doch, was dich drückt. Warum denn verzweifeln? Sieh mal, wir lieben uns doch, sind beide gesund und munter, zählen zusammen noch keine vierzig Jahre . . . Das Schönste des

Lebens liegt noch vor uns, wenn wir nur ein wenig Geduld, Mut und Umsicht aufbringen!“

Wie fiel aufgewühlt an die Wand zurück und schloß gramvoll die Augen.

„Ich sagte dir ja . . . Nach Hause kann ich nicht mehr . . .“

„Aber warum denn nicht? Wissen deine Eltern, daß du mit mir zusammen bist?“

„Vielleicht. Ahnen werden sie's gewiß.“

Mit dem folgenden Wort, das Sorge und Mitleid ihm eingab, fiel er in ihrer Wertschätzung aus Kirchturmhöhe. Er sagte leise beschwörend:

„Bestreit es doch einfach! Niemand hat uns gesehen. Warum solltest du an solch schönem Tage nicht allein einen Spaziergang gemacht haben? Nein, wirklich, Mie, deine Angst ist furchtbar übertrieben!“

Da hielt sie ihren Kopf, in dem es zum Zerspringen hämmerte, starre gradaus in die Luft und wimmerte: „O Gott, das Pferd, das Pferd!“

Er dachte, sie sei wahnsinnig geworden, rüttelte sie heftig und fragte:

„Was faselst du da? Was für ein Pferd?“

Doch leichter hätte sich Mie die Zunge zerissen, als ihm das heilig zarte Ereignis in der Morgenfrühe preis-

gegeben. Fast feindselig blickte sie den furchtsamen Frager an, überging sie seine Frage, verschärfte sie ihre Not:

„Und aus der Schule soll ich ausgeschlossen werden! Entsetzlich! Der arme Vater wird ja die Schande nicht überleben. Was soll ich anfangen?“

Jetzt stiegen ihm doch die Haare zu Berge. Er goß hastig ein Glas Wein in sich hinein. Aus der Küche kam derweil das gutherzige Ungetüm von Wirtin, die bei Mies Anblick vor Schrecken die Hände zusammenschlug.

„O herrjes ... Iss dem Fräulein wohl schlecht bekommen? Soll ich 'nen Kirsch oder Cognac bringen? Gebadete Trieschen sind halt nicht jedermann's Sach. Je, je, so viele kriegen davon das Aufstoßen!“

„Nein, danke. Nur eine kleine Schwäche. Uebermüdung. Wir sind zu viel gelaufen. Schon wieder vorüber, nicht wahr, Mie?“ wehrte er die Fürsorge ab, deutlich befunden, daß mit dergleichen Remeduren nicht zu helfen sei.

„Ja, dann kann ich mir schon denken, was los ist. Das Uebel wird 'ne Handbreit tiefer sitze. So Pärchen laufen jetzt gar viele herum. Schad' um das hübsche Mädelchen. Die ist gewiß nicht von schlechten Eltern!“ sagte sich die Wirtin im Abgehen. Sie hatte jedoch die Türe noch nicht erreicht, als sie hastig zurückgerufen wurde. Eine nährische Idee fuhr Mie durch den Kopf. Nochmals machte sie den Versuch, die Lenkung ihrer beiderseitigen Geschichte an sich zu reißen und der Notwendigkeit ihrer Heimkehr zu entgehen.

„Ach, hören Sie, gute Frau ... Könnten wir vielleicht, falls mir nicht besser wird, bei Ihnen übernachten? Wir brauchten ja nur ein Zimmer?“ fragte sie bald rot, bald blaß vor Scham und Spannung.

Der Geiger war völlig perplex, wagte jedoch nicht zu widersprechen, obwohl ihm die Sache höchst peinlich vorkam. Die Wirtin schüttelte bedenklich den Kopf.

„Jemine, nein ... das wird nicht gut gehen, ihr Leutchen! Ich bin darauf gar nicht eingerichtet. Da fährt ihr am besten mit dem nächsten Zug in die Stadt. In zehn Minuten kommt einer!“

„Ach bitte, tun Sie's doch! Wir werden Ihnen gewiß keine Mühe machen und gern zehn Mark für Logis bezahlen!“ beharrte das Mädelchen hartnäckig. Vergeblich. Jetzt merkte die Bäuerin vollends, was die Glocke geschlagen hatte. Natürlich, das waren zwei richtige Ausreißer, die nicht mehr ein noch aus wußten und aus dem letzten Loch pfiffen! Denen war's schwerlich um Schlaf und Erholung zu tun.

„I Mädel, Mädel! Mir scheint, du solltest lieber heim zur Mutter, wenn d' noch eine hast!“ seufzte sie mitleidig, auf die Gefahr hin, bös angefahren zu werden.

Statt aller Antwort sprang Mie entrüstet auf und zum Ausgang hin. Ihr Begleiter fragte mit rotem Kopf nach der Schuldigkeit. Beim Herausgeben konnte die brave Diide sich jedoch nicht enthalten, ihre Ansicht noch etwas deutlicher auszudrücken, wobei sie den Gast scharf ins Auge sah. „Wenn man die Leute nicht kennt, gibt's leicht Geschichten mit der Polizei. An Ihrer Stelle tät ich das arme junge Ding heimshaffen, wo's hingehört. Die ist doch noch keine achtzehn!“

Der junge Mann wollte zuerst aufbrausen und grob werden, besann sich aber eines besseren.

„Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich zu tun habe, gute Frau!“ sagte er im Hinausgehen. Es war nur eine hohle Phrase und die scharfsichtige Wirtin behielt doch das letzte Wort.

„Ja, das hat schon mancher gemeint, und hupp dich, war's Unglück schon gesehen!“

Mie war zum Bahnhof vorausgelaufen. Die erlittene Abfuhr brannte in ihrer Seele, hatte jedoch die gute Wirkung, daß sie sich nun doch ein wenig mit dem Gedanken an die Heimkehr vertraut mache. Sie verzog zwar zuerst verächtlich den Mund, als auch der Geiger gleich wieder davon anfing. Aber seine Gründe wurzelten denn doch nicht nur in Feigheit und Bequemlichkeit, wie sie wünschte. Sie sollte doch nur einmal ein bißchen nachdenken und sich in seine Lage versetzen! Er hatte ja in ihrer Abwesenheit nichts vorbereiten können und nicht einmal gewußt, ob sie überhaupt noch an ihn dachte. Ihm selbst stand jetzt das Wasser bis zum Halse. Schon war auch der Gerichtsvollzieher bei ihm gewesen, um die Alimente für seine Familie einzutreiben. Aber gleich morgen wollte er nun aufbrechen, um seine Pläne ins Werk zu setzen. Mancherlei war in der Schwebe. Kürzlich hatte er die Partitur einer neuen Komposition für Chor und Orchester an einen berühmten Dirigenten geschickt. Irgendwo würde es ihm sicherlich glücken. Vielleicht in wenigen Wochen schon konnte er soweit sein, sie kommen zu lassen oder abzuholen.

Es war ihm bitter ernst mit alledem und doch glaubte sie nicht mehr an seine Verheißungen. Alles klang so, als wollte er sagen: „Ich weiß doch, was ich dir schuldig bin!“ O gewiß, er hatte ja noch an anderes zu denken als nur an ihr Wohl. Seine Seele gehörte in erster Linie der Kunst. Eines Tages würde auch Mie zu hören bekommen: „Ich liebe nicht dich, ich liebe die Sonne!“

Sie ließ ihn reden, reden, reden. Ihre Zuversicht war völlig geschwunden. Sie hatte mit allen Fasern des Herzens darauf vertraut, daß er sie von den lauernden Schrecken des Daseins durch eine mutige Tat befreien werde. In dieser Erwartung wäre sie sogar noch einmal in jenes fürchterliche Haus an der Kirchgasse mitgegangen. Warum sprach er nicht das erlösende Wort: „Komm doch zu mir. Das Weitere wird sich finden!“

Statt dessen fragte der Geiger jedoch immer wieder das eine: „Sag mir nur aufrichtig, ob du wirklich fest entschlossen bist, mir zu folgen, sobald ich dich rufen werde!“

„Kann sein ... Wenn ich dann noch am Leben bin!“ erwiderte sie grausam enttäuscht — ach, wie weit, wie weit schon von ihm entfernt.

In der Nähe des Bahnhofes stiegen sie auf eine erregte Menschenansammlung. Ein Auto war in Brand geraten. Als sie näher kamen, stellten sie fest, daß es sich um Assessor Waldvogels nagelneuen Zweisitzer handelte. Der Eigentümer in Windjacke und Baskenmütze lief wie ein Feueranbeter um das lichterloh brennende Fahrzeug herum und schrie in einem fort: „Ist denn kein Wasser da? Bringt doch Wasser, Wasser, in Teufelsnamen!“ Seine Begleiterin, die Landratstochter, die den erlittenen Schrecken noch nicht

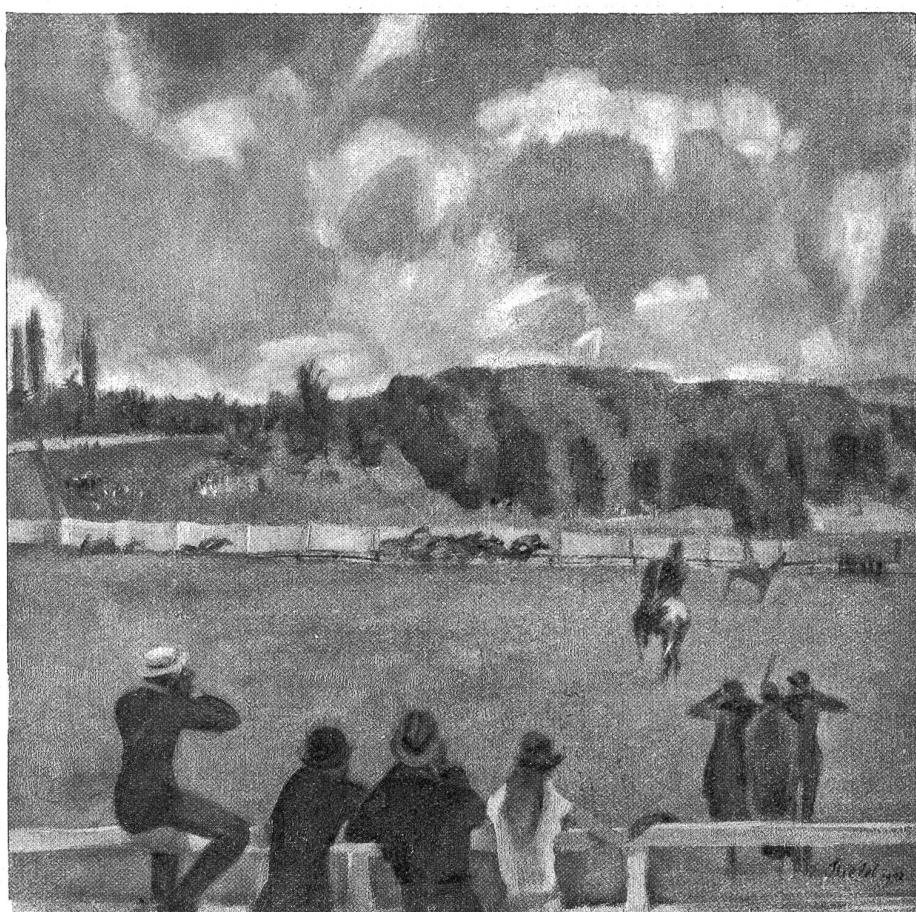
verwunden hatte, rang ebenfalls flegentlich die Hände, als ginge es da um ihr Eigentum: „So helft doch löschen, Leute! Der Wagen ist ja noch gar nicht versichert!“ Allein die Bauern und Knechte ringsum schienen den Brand für ein Freudenfeuer zu halten. Ein Sachkundiger erklärte: „Wasser ist Quatsch. Bergaserbrand — da ist nichts mehr zu machen, 'n Feuerlöscher hätt' er halt haben sollen!“ Die Flammen schlungen nicht nur zum Röhler heraus, auch die Karosserie brannte schon und verursachte einen unerträglichen Gestank. Bis der erste Eimer kam, war aller Glanz und die Pracht des Lust- und Verlobungs-Beihikels dahin. Was übrig blieb, reichte kaum für das Porto der Abzahlungen, die der zweifach gerupfte Waldvogel nun auf Jahre hinaus zu leisten hatte.

In einer seltsamen Verblendung und Verwirrung der Sinne trat Mie ganz nah an ihren grimmigsten Feind heran, den sie für den alleinigen Urheber all ihres Mißgeschickes hielt, und beferte dem Berräter ins glühende, schweißtriefende Gesicht: „Das gön' ich Ihnen von Herzen! Schade nur, daß Sie nicht samt dem Wagen in die Lust geflogen sind, Sie feiger Kerl!“

Bevor der abgebrannte Sportsmann in seinem ohnmächtigen Eifer die Sprache wieder erlangte, war die blonde Türie schon verschwunden. Der Geiger hatte zum Glück einen leer fahrenden Taxameter entdeckt und die Flüchtende mit Gewalt hineingeschoben.

### 3 wölfes Kapitel.

Weder zum Tee noch zum Abendbrot war Mie erschienen. Köchin, Dienstmädchen, Gärtnerleute wurden befragt: das gnädige Fräulein hatte nirgends Bescheid hinterlassen und war auch von keiner Seele gesehen worden. Das ging entschieden nicht mit rechten Dingen zu. Schon um sieben hatte sich die Generalin, von banger Ahnung getrieben, mit den nächsten Bekannten in Verbindung gesetzt. Doch niemand konnte oder wollte ihr zuverlässige Auskunft geben. Hertha Schuster wußte nichts weiter, als daß die Vermisste ihnen am frühen Nachmittag auf der Dreitannenhöhe begegnet sei und mit Professor Fisch längere Zeit gesprochen habe. Dieser wiederum machte sehr verdächtige Ausflüchte. Es sei zwischen ihnen nur ganz flüchtig von Schulangelegenheiten die Rede gewesen. Nicht verhehlen wolle er indessen, daß die sonst so sehr gefaßte Schülerin bei dieser Gelegenheit einen ziemlich zerfahreren Eindruck hinterlassen und zu der Vermutung Anlaß gegeben habe, daß sie zurzeit eine schwere Krisis durchmache. Auf dringlicheres Befragen der besorgten Mutter fand er es denn



Edw. Stiefel. — Juni.

doch für geboten, seiner Begegnung mit dem Geiger Himmelbach Erwähnung zu tun. Immerhin könne daraus natürlich nicht mit Sicherheit auf eine Verabredung der jungen Leute geschlossen werden. Die zu Tode bestürzte Frau schloß das Gespräch mit dem Bemerkung, sie sei leider durchaus vom Gegenteil überzeugt. Ob es denn der Herr Professor nach allem Vorangegangenen nicht für seine Pflicht erachtet habe, das völlig verwirrte und entgleiste Geschöpf von diesem unseligen Vorhaben abzuhalten?

Die volle Bestätigung ihrer Annahme erhielt sie jedoch, kaum daß sie den Hörer angehängt hatte, indem das Dienstmädchen, von Gewissensbissen geplagt, mit vorgehaltener Schürze aus der Küche kam und die erfolgte Briefvermittlung weinend bekannte. Ein Sturm der Entüstung brach los. Das Mädchen erhielt seine sofortige Entlassung. Der herumlauernde Hausherr begann das Verhör mit der Frage: „Wo wohnt denn dieser Kerl?“ und erfuhr alsbald: „Kirchgasse 7. Bei Witwe Weissenrieder.“

Frau von Beust hingegen lief zuerst nach Mies Zimmer. Am Ende waren die Zwei miteinander durchgebrannt? Sie riß Schränke und Schubladen auf. Nichts fehlte.

Bald darauf machte sich der General, aller Vorstellungen seiner Gattin ungeachtet, auf den Weg in die Stadt. Sie lief bis zum Tor wehklagend neben ihm her. O du himmlische Güte! Er wollte doch nicht etwa zu diesem Menschen gehen, womöglich vor versammeltem Volk Krach schlagen? Dann könnte er ihre Schande ebenso gut gleich in die Zeitung setzen lassen!



Sonnwendfeier in der Wachau (Niederösterreich). (Zeichnung von W. Gause.)

Der General in grüner Troppe, dito Hut, Gamsbart und Stock mit Hirschhornkrücke, sah wirklich nicht aus wie einer, der an Straßenecken geduldig Ausschau halten, heimliche Schlupfwinkel und Raspelplätzchen absuchen will. Trotz seinen fünfundsechzig Jahren machte er den Eindruck eines wehrhaften Mannes, der im Notfall auch einem Jüngeren standhalten konnte. Seine „Achillesferse“ war, wie gesagt, ein asthmatisches Herz, doch stand es ihm ja nicht im Gesicht geschrieben. Nur weibischer Überängstlichkeit konnte es einfallen, ihn gerade jetzt an diese Altersschwäche zu erinnern.

„Mach doch keinen Unsinn, Aribert! Du kannst ja vor Aufregung einen Schlag kriegen. Was willst du denn dort? Sie steht doch nicht auf der Treppe und hat ein Hütchen auf! Wenn überhaupt, so kommst du doch vor verschlossene Türen!“

„Ich werde mir Zutritt zu verschaffen wissen, verlaß dich darauf. Und dann gleich in die Zwangsanstalt mit ihr. Die Person kommt mir nicht mehr unter mein Dach. Haus- und Feldarbeit bis zur Bewußtlosigkeit ...“

Das war ja nun der Gipfel. Die weitblickende Mutter schlug vor Entsezen die Hände zusammen.

„Nun, so verzeih mir's Gott ... wenn du das tußt, wirst du künftig allein hier hausen! Dann kann auch ich einpaden und abziehen. Eher laß ich mich auf meine alten Tage noch scheiden, eh ich mein Kind so malträtiere!“ Übertritt zum Feinde? Der geschlagene Mann zuckte nur die Achseln, ließ die Erbitterte reden. (Forts. folgt.)

## Johannisnachtsbräuche im Osten. Von Dr. Leo Koszella.

### Johannisfeuer — Blumenkränze — Das Farnkraut.

Glaube und Sitten in Osteuropa am Vorabend des Johannis dem Täufer geweihten Tage gehen auf das Heidentum zurück. Die Ahnen der in Osteuropa lebenden Völker,

besonders der Polen, stellten sich in der Sonne eine allmächtige und gütige Gottheit vor, welche die Kraft der Erde stärkt und steigert, die dann in die Wurzeln und von dort in die Pflanzenstengel dringt.

Da das Feuer zur Winterszeit, das nie erlosch, ein Leben spendender Quell jener Urahnen der heute dort lebenden Völker war, ebenso wie die Sonne zur Sommerszeit für die Pflanzen — also verbrannte man zu Ehren der Sonnengottheit riesige Baumstöze.

Dieses Anzünden solcher Feuer wurde nach der Annahme des Christentums unter dem Namen der Johannisfeuer beibehalten und ging ursprünglich als uralte Sitte in die Reihe der Pfingstbräuche über und wurde am Vorabend der Pfingstfeiertage verwirklicht. Später übertrug man in einigen Gegenden diese Feuer auf den Vorabend des Johannis dem Täufer geweihten Tages. Dies hatte etwas für sich, da der 24. Juni die Zeit der Sonnenwende ist, d. h. die Zeit der größten Annäherung der Erde an die Sonne. In ganz frühen Jahrhunderten wurde in dieser Zeit der Sonne gehuldigt.

Heute sind die Johannisfeuer fast überall verschwunden. Nur hier und da leben sie in der Erinnerung und manchmal flammen kleine Reisigstöze auf.

Einst eilten am Vorabend des Johannistages, also am 23. Juni vor Sonnenuntergang, die Mädchen jenseits der Dorfgrenze, um Zauberpflanzen zu suchen, z. B. Farnkraut, Eberraute, Königsferne, Rletten, Quendel, die Glüd bringen sollten. Aus ihnen wurden Kränze geflochten und damit Kopf und Arme geschmückt. Die Burschen dagegen zündeten auf einer Brache oder auf Hügeln hinter dem Dorf Feuer an. Im Schein der Johannisfeuer spielten dunkle, menschliche Silhouetten, und Johannistagslieder erklangen.

In diesen Liedern gab man den Burschen Ratschläge, wo sie ihre zukünftigen Frauen suchen sollten; den Mädchen prophezeite man Dinge, die sich auf die Heirat bezo gen, oder zählte ihre Fehler und Tugenden auf.

Die mit Eberraute geschmückten Mädchen fassten sich an den Händen, bildeten einen großen Kreis und drehten sich in Sprüngen, gleichsam wie im Tanz, um den brennenden Stoß, wobei sie Lieder summten und die Eberraute ins Feuer warfen. Die Burschen zeigten, wenn die müde gewordenen Mädchen zur Seite getreten waren, ihre Geschicklichkeit und sprangen über die brennenden Holzstöze.

Bei Anbruch der Morgenröte verließ man das bereits erloschene Feuer und sang entsprechende Lieder.

Diese Blumenkränze gehen ebenso wie die Johannisfeuer selbst auf heidnische Zeiten zurück und waren ein Teil der zu Ehren der Sonne abgehaltenen Feier.

Die Mädchen suchten, bevor die Feuer angezündet wurden, einen abseits gelegenen Ort am Fluß und reinigten sich dort durch ein Bad, wobei sie die Eberrauten- und Quendelkränze ins Wasser tauchten.

Als diese Völker das Christentum bereits angenommen hatten, hörte das Bad als Reinigungsritus auf, aber das Hineintauchen der Kränze in fließendes Wasser blieb bestehen. Manchmal fügte man zu den Kränzen Kerzen hinzu.

Die Kränze mit der brennenden Kerze waren für die Mädchen eine Art Prophezeiung für ihre zukünftige Heirat. Die Burschen jagten in Rähnen den Kränzen mit den brennenden Kerzen nach und griffen sie auf. Wenn die